

Kanadische Mennoniten.

Bunte Bilder aus dem 50 jährigen Siedlerleben.

Zum Jubiläumsjahr 1924

Von
Novokampus.



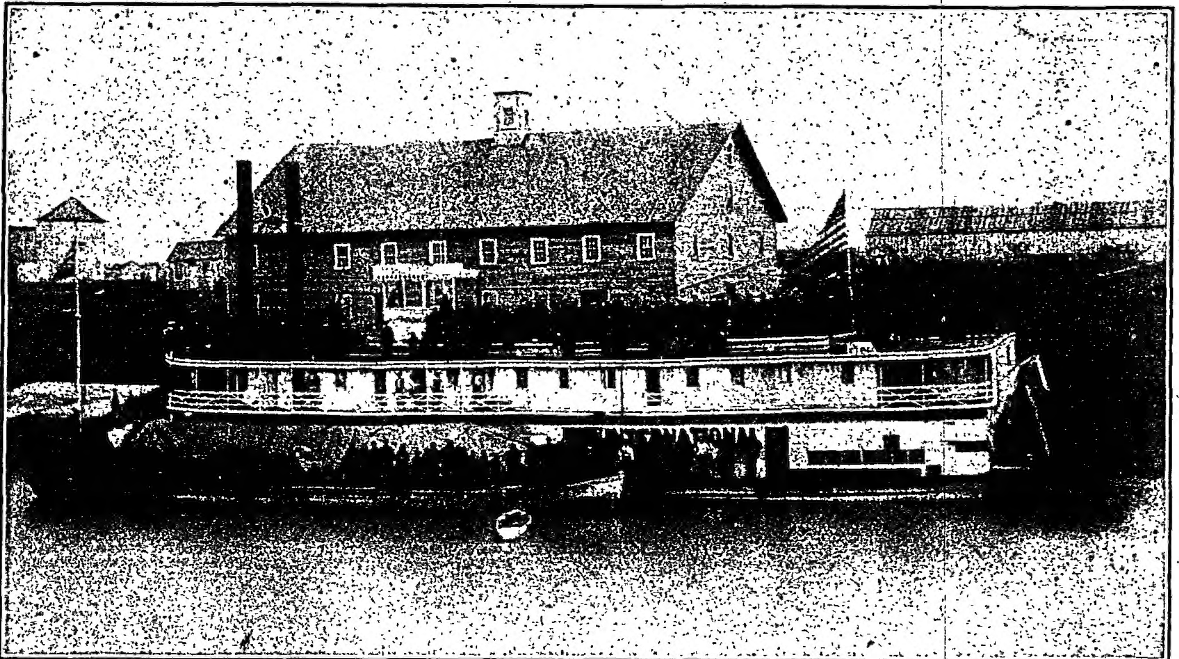
Zweite Auflage.

Verlag: Rundschau Publishing House
672 Arlington St.
Winnipeg, Man., Canada.

Preis 75 Cents.



Winnipeg 1925.



Ankunft der ersten Mennoniten in Winnipeg am 31. Juli 1874. Der Dampfer „International" hat sie auf dem Red River nordwärts gebracht.

Vorwort.

Die vorliegende Schrift gibt dichterische Visionen wieder. Kein Ereignis ist geschichtlich, kein Name entspricht einer wirklichen Person. Und doch spiegelt sich hier das wirkliche Leben der kanadischen Mennoniten ab. Der einsichtsvolle Leser wird sagen müssen: ja, das waren unsere Zustände und Verhältnisse zu verschiedenen Zeiten, so verhielt es sich mit unserer allgemeinen Geistesverfassung. Es ist ein Spiegelbild wirklicher Gesinnungsart.

Das ganze ist somit keineswegs fortlaufende Geschichte. Nur einige wenige Punkte wurden willkürlich ins grelle Licht gestellt. Was dazwischen liegt, läßt sich denken, so daß ein urteilsfähiger Leser sich genau den Entwicklungsgang seit der ersten Niederlassung im Jahre 1874 bis zum Jubiläumsjahr 1924 vergegenwärtigen kann.

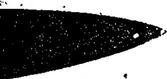
Viele sind ein gut Stück dieses Weges bewußt mitgegangen. Sie werden hierdurch angeregt werden, die vergangene Zeit zurückzurufen.

Kulturfähige Menschen sind wir erst, wenn wir als soziale Wesen das Bedürfnis fühlen, die gemeinsame Geschichte zu ehren und uns zur Lehre zu setzen. Gott offenbart sich nicht nur in der Geschichte Israels, sondern auch in unserer eigenen.

Mögen wir frommen, wachen Sinnes werden! Eine christliche Gemeinde! Bewußte Staatsbürger mit festen ideal gerichteten Zielen!

Mögen wir vor allem wie unsere Vorväter treue Vorkämpfer der heiligen christlichen Friedensidee werden! Daß wir doch nie in diesem Hochstreben erlahmten! Schwarzseher können nicht daran glauben; starke Christen aber müssen den Mut haben, nicht nur daran zu glauben, sondern auch dafür zu arbeiten. Das ist wahres Mennonitentum! Das ist wahres Christentum!

Im August 1924. Der Verfasser.



Erstes Bild.

Zeit: im zweiten Jahre der Siedlung (Winter 1875). Ein Krankenzimmer. Kein Schmuck an den weißgetünchten Wänden. Ueber der Tür hängt ein Bibelspruch.

Auf einer Schlafbank, die aufklappbar ist, liegt Reimer, ein Mann von etwa 40 Jahren, blaß, mager, verhärmt.

Frau Reimer (tritt ein; sie ist korpulent, geschäftig, resolut) — Nun, Alter, was machen wir denn mit dir heute?

Reimer. — Was ist heute?

Frau Reimer. — Sonnabend ist heute.

R. — Wollt ihr hier Sonnabend halten, ein Großreinmachen anstellen?

Frau R. — (unwillig werdend) Ja doch. Seit du krank bist, kommen so viele Besucher ins Haus — da ist es doppelt notwendig. — (Vorwurfsvoll) Du spuckst so viel in die Stube.

R. — Der Fußboden ist ja nur Lehmboden.

Frau R. — Du weißt, daß es Winter ist, und die Fenster nicht zu öffnen sind. (Reimer hustet und spuckt aus.) Spuck doch in den Sandnapf!

R. — (hustet wieder und erstickt fast; er faßt sich an die Brust und spricht röchelnd) Du, — (kaum hörbar) keine Luft mehr. —

Frau R. (kommt rasch herbei) Na, Alterchen, du wirst doch nicht ersticken. . (Man hört ein Poltern an der Tür).



2. Wechsel.

Wiebe (erscheint im Türrahmen; er ist ein Mann von mittlerer Größe, mager, mit dürftigem Bartwuchs, ein rotes Taschentuch um den Hals gebunden; er hat einen vielfach geflickten und abgetragenen Rock an; nachdem er hinter sich die Tür sorgfältig zugeklinkt hat) guten Tag!

Frau R. — Dank schön! — Da ist Platz auf der Ruhbank, Nachbar.

Wiebe. — Ich will nicht lange verweilen. Ich wollte nur einsehen. — Bei uns ist Großreinmachen.

Frau R. (etwas mürrisch). — Bei uns auch.

W. — Ihr Frauen bleibt, wie ihr in Rußland waret. Am Sonnabend wird partout das Haus umgekehrt.

Frau R. — Bei uns ist es bitter notwendig. Die ganze Woche hat man genug zu tun mit anderen Dingen.

W. — Ja doch. Aber unsere Katen sind nun einmal nicht hübsch. Es sind nur Erdhütten oder Baracken. Bei uns kommt der kalte Wind durch.

Reimer (stöhnt). — Hier zieht es. (Er sieht sich nach einem anderen Platz um. Wiebe versucht ihn zu stützen).

Ein Mädchen (erscheint in der Türspalte und ruft von der Küche aus) Mutter, die Grütze brennt an.

Frau R. (eilig) Jemine! die Grütze hatte ich ja ganz vergessen. (Sie läuft rasch hinaus).

Reimer (nachdem er in einer anderen Ecke Platz genommen hat, stöhnend). Dies Canada! Ich hätte Rußland nicht verlassen sollen.

Wiebe. Wir hätten alle dort bleiben sollen. Zwei Sommer haben wir uns nun schon abgemüht; aber in diesen Büschen und zwischen diesen Steinen kann unser Glück nicht wohnen.

Reimer. — Hätte ich Geld zur Rückreise, heute lieber denn morgen wollte ich aufbrechen. Es ist und bleibt mir hier alles fremd und ich kann den Gedanken nicht verlieren, daß wir hätten in Rußland bleiben sollen.

Wiebe (nickend) Ja. — (Sinnend) Unsere Ohms haben übertrieben, als sie uns die Gefahren in Rußland ausmalten. Jetzt wissen wir es. Die russische Regierung läßt mit sich reden. Siemens hat kürzlich einen Brief aus der Altkolonie erhalten.

Reimer (interessiert) Ja? Was schreiben sie?

Wiebe. Es ist Aussicht vorhanden, daß die mennonitischen Jünglinge vom Kriegsdienst befreit werden.

Reimer. (hustet, dann) So? Wir hätten abwarten sollen. Ich war nie begeistert für die Auswanderung. Das Klima dort war gesunder als hier.

Wiebe. Und der Boden vor allem doch weit fruchtbarer.

Reimer. — Wir waren schlecht beraten. (Er hustet). Unsere Führer hatten es sich in den Kopf gesteckt . . . (Er faßt sich an die Brust und atmet schwer).

Wiebe. — Nachbar, du regst dich zu sehr auf.

Reimer. — Ich kann nicht mehr. (Deutet auf seine Brust). — Canada ist mein Grab.

Wiebe. — Nachbar, Nachbar! (Er hält ihn, während Reimer sich zurücklehnt, um Atem zu bekommen. Nach und nach erholt R. sich etwas).

(Man hört draußen Schellengeläute. Ein Schlitten ist offenbar vorbeigefahren. Wiebe geht an das kleine Fenster und sieht hinaus).

Wiebe. — Der Schlitten hält hier an. (Sieht wieder hinaus). Es ist unser Freund Nickel. Ich gehe, um ihm zu helfen beim Ausspannen. (Er geht hinaus).

3. Wechsel.

Frau Reimer (tritt ein). Wir haben Gäste bekommen.

Reimer. — Ja ich weiß. Nickel.

Frau R. — Am Sonnabend! Und zu Mittag! Man weiß nicht, was man ihm vorsetzen soll. Und diese Arbeit in der Küche und im Stall.

Reimer. — Sei friedlich, es ist ja nur Nickel allein. So sagte Wiebe. — Du, sag Tinchen, daß sie dem Pferd kein Wasser gibt, sondern zunächst nur Heu.

Frau R. — Das wird Tinchen schon wissen. Seit du krank bist, besorgt sie ja fast allein das Vieh.

Reimer. — Ach ja, das arme Ding. — (Nach einer kurzen Pause). Sag es ihr aber doch. Wir haben keine Pferde. Sie weiß nicht Bescheid damit. — (Pause). — Vielleicht kann ich doch noch gesund werden.

Frau R. — Wir müssen einmal den Doktor holen.

Reimer. — Der ist weit ab. Und der kostet viel Geld.

Frau N. — Ach, da fällt mir ein: Nickel ist ja auch ein Doktor.

Reimer. — Ein Viehdoktor, nicht ein Doktor für Menschen.

Frau N. — Er weiß auch ein Mittel für Menschenkrankheiten. (Man hört Schritte). Da kommen sie. — Frag' ihn nur.

Reimer. — (Macht eine abwehrende Handbewegung.) Ach, laß doch!

4. Wechsel.

(Wiebe und Nickel treten ein. Dieser ist ein Mann von etwa 45 Jahren, mit langem Bart und ziemlich langen Haaren. Er sieht gesund, kräftig und stets froh gelaunt aus).

Nickel. — (Während er seinen Pelz auszieht.) Guten Morgen, Freund. Hast immer noch den Husten?

Reimer (versucht zu lächeln). — Ja, den werde ich wohl nicht wieder los.

Nickel. — O, es geht doch nicht ans Sterben?

Reimer. — Ja, darauf muß man gefaßt sein.

Nickel (zu Wiebe). Ist es so schlimm? (Wiebe zuckt die Achsel, sich abwendend). Oh, doch das nicht!

Wiebe. — Ja, Freund, wir Menschen sind alle sterblich.

Nickel. — Freilich; aber wir wollen noch nicht gleich sterben. Es ist noch so viel zu tun hier in diesem Canada. Hier hilft uns kein Russenjunge bei Vieh und Pflug.



Wiebe. — Gewiß, nach menschlichem Besehen sollte Reimer noch nicht sterben. Die Kinder sind noch zu klein.

Reimer. — Meine Frau könnte sich immer noch ein zweites Mal verheiraten. Vielleicht bekommt sie dann einen gesunderen Mann als ich bin. Dann wäre es sogar besser für sie und die Kinder.

Nickel. — Ihr redet, als ob Reimers Abscheiden eine ausgemachte Sache wäre. (Zu Reimer.) Dich machen wir wieder gesund. Du solltest Kräutertee trinken.

Reimer. (ihn unterbrechend) Das habe ich schon oft getan.

Nickel. — Hast du auch die Brust und die Beine mit Kienöl eingerieben?

Reimer. — Sollte das etwas nützen?

Nickel. — Ei, gewiß! — Ich habe eine Flasche auf dem Schlitten.

Wiebe. — Wo warst du, daß du Medizin bei dir hast?

Nickel. — Franz Kliewer ließ mich rufen. Das einzige Pferd ist ihm krank geworden.

Wiebe. — Wenn das drauf geht, kann er keines wiederkaufen.

Nickel. — Er wird es nicht verlieren. Ich werde es bald kuriert haben.

Wiebe. — Kliewer hätte nicht stolz werden sollen. Pferde sind für uns noch ein Luxus. Wir übrigen haben alle nur Ochsen. Der Mensch soll nicht zu hoch hinaus wollen. Jetzt wird er wohl gestraft werden.

Nickel. — Kienöl hilft. Das Pferd wird wieder gesund. (Zu Reimer gewendet) Allen Ernstes, Du solltest es mit Kienöl versuchen.

Wiebe. — Das hilft bei Menschen nicht.

Nickel. — (Entrüstet.) — Hilft nicht? ! Wer sagt das? ! (Wendet sich wieder an R.) Was fehlt dir eigentlich?

Wiebe. — Vielleicht hättest du das zuerst fragen sollen, ehe du Medizin verordnetest.

Nickel. — (wirft Wiebe einen kurzen Blick zu, wartet dann auf Reimers Antwort).

Reimer. — Ich muß mich erkältet haben. Ich dachte, im September ist noch Herbst und kleidete mich wie in Rußland; aber hier war es schon winterlich, und so erkältete ich mich. Und jetzt würgt und quält mich der Husten. Ich bin schwach und habe dauernd Auswurf.

Nickel. — Ja, ja — so ist's, wie ich sagte: Kienöl ist das beste Mittel. Ich habe schon einmal einen Menschen damit behandelt.

Wiebe. — (horcht) Wen?

Nickel. — (lachend zu Wiebe). Siehst du, ich kuriere nicht nur Pferde und Ochsen. — Ihr kanntet doch den alten Thießen?

Wiebe. — Der voriges Jahr starb?

Nickel. — Ja. Er wurde im ersten Winter sehr krank. Canadas Klima bekam dem Alten nicht. Doktor Siemens wohnte weit ab. Es war glatt, und die Ochsen waren nicht beschlagen. Nun, ich war ja bekannt als Viehdoktor, und so riefen sie mich. Ich verordnete Kienöl und Kräutertee.



Reimer. — Und half das?

Nickel. — Nach kaum zwei Wochen sagte mir seine Frau, sie glaubte an eine Besserung ihres Mannes. Aber wie der Alte nun einmal war: er hört plötzlich auf das Kienöl zu gebrauchen — und nach zwei Tagen ist er eine Leiche.

Wiebe. — Meinst du, der Alte wäre gesund geworden, wenn er deinen Rat befolgt hätte?

Nickel. — Ob ich das glaube? Mann, das glaube und weiß ich. (Nach einer kleinen Pause, ablenkend) — Was gibt es Neues bei euch in Steinbach?

Wiebe. — O, was kann hier Großes geschehen? Das Wiensens Zwillinge bekommen haben, weißt du wohl schon?

Nickel. — Nein, wahrhaftig? Ein Pärchen! Was sind es denn, Jungens oder Mädchen?

Wiebe. — Rate!

Nickel. — Mädchen?

Wiebe. — Nein.

Nickel. — (Lachend.) Ach freilich, was braucht der junge Siedler nötiger als Jungens?!

Wiebe. — Nein, es sind nicht Jungens.

Nickel. — (verdutzt) Nicht Jungens und nicht Mädchen? Doch nicht Kaninchen?

Wiebe. — Nein. Menschen.

Nickel. — (lacht verlegen). Dann kann ichs nicht erraten.

Wiebe. — Ganz einfach: das eine Kind ist ein Mädchen und das andere ein Junge.

Nickel. — (lacht). Wahrhaftig! Nicht zwei Jungens und nicht zwei Mädchen, sondern ein Junge und ein Mädchen. Das will ich meiner Frau einmal zu raten geben. — Hm. Da fällt mir eine Geschichte ein, die noch in Rußland passiert sein soll.

Reimer. — (Hustet und röchelt; zu Wiebe.) Hilf mir ein wenig! (Wiebe hilft ihm auf; R. geht langsam auf und ab).

Nickel. — (fortfahrend im Erzählen). Ja, da hat eine junge Frau ein Kindchen bekommen. Na, das ist nichts Seltenes bei Mennoniten, wie ihr wißt. Die Nachbarsfrau macht der Wöchnerin einen Besuch mit einem Töpfchen Hühnersuppe in der Hand.

Wiebe. — (unterbricht ihn). Ach, die gute russische Hühnersuppe! Meine Frau hat ein paar Küken groß gekriegt in diesem Sommer, aber eine Hühnersuppe gibt es noch nicht in diesem Jahr.

Nickel. — Nun hört weiter! — Die Nachbarsfrau sieht den kleinen Wurm in der Wiege liegen und fragt: „Na, was ist es denn, ein Jungchen oder ein Mädchen?" — Die junge Mutter sagt darauf: „Rat einmal, Koopsche!" Nun, diese legt den Finger an ihre Philosophennase und ruft dann aus: Ein Jungchen! — Falsch! ruft die andere. Darauf verbessert diese: ein Mädchen also! Darauf ist die brave Wöchnerin ganz erstaunt und tut den weisen Ausspruch: „Wie konntest du das so geschwind erraten?" (Alle lachen).

Wiebe. — Ist das wahr, Nickel? Oder hast du dir diese Geschichte gerade eben ausgedacht?

Nickel. — (lacht). Nein, das ist ein Kapitel Mennonitengeschichte aus Rußland.

Wiebe. — Sprich nicht schlecht von den Mennoniten in Rußland! Du gehörst wohl auch zu denen, die glauben, die guten sind ausgewandert, und die schlechten sind geblieben?

Reimer. — (atmet schwer). Stiche im Rücken und in der Brust.

Nickel. — Ich hole sofort das Kienöl aus dem Schlitten. (Er geht hinaus).

Wiebe. — Ich setze kein Vertrauen auf die Kunst dieses Viehdoktors.

Reimer. — Hier hilft keine menschliche Kunst mehr.

Wiebe. — (ist behilflich, daß Reimer sich auf die Schlafbank legen kann. In der Tür links erscheint Frau Reimer).

5. Wechsel.

Frau Reimer. — (ruft ihrem Manne zu). Kommt an den Mittagstisch! (Bemerkt die Abwesenheit Nickels). — Wo ist Nickel?

Wiebe. — (kommt näher und spricht mit gedämpfter Stimme zu Frau Reimer). Dein Mann ist sehr krank. Sei auf alles gefaßt. Ich gehe den Seelendoktor holen. Prediger Schmidt soll ihm Trost zusprechen. (Geht hinaus.)

Nickel. — (tritt wieder ein; er hat eine große Flasche in der Hand. Er gewahrt Frau Reimer und spricht sie an). Habt ihr nicht ein kleines Fläschchen?

Frau Reimer. — Wird es ihm helfen? Soll er es einnehmen?

Nickel. — Nein, zum Einnehmen bereite ihm Kräutertee. Dies hier ist zum Einreiben. Versucht es nur! Es hilft für alles.

Frau Reimer. — (An ihn herantretend, leise) kannst du ihn noch retten? Ich bin voll Angst!

Eine Mädchenstimme (während ein Kind in der Küche kreischt) Mutter, Stinchen hat das Pflaumenmus umgeworfen.

Frau Reimer. — Ach je! (Eilt hinaus. Bald darauf hört man draußen klatschen und barsche Zanktöne der Mutter. Ein Kind beginnt zu weinen).

Nickel. — (wendet sich indessen zum Kranken und spricht mit ihm. Der Kranke hebt ein paarmal den Kopf auf und deutet auf die Brust. Die Tür geht auf, und Fast tritt herein).

6.) Wechsel.

Fast. — (ein hagerer Mann in den mittleren Jahren, sehr arm gekleidet. Er hat einen fadenscheinigen Mantel an, trägt rote Strümpfe, die über die Hosen hochgezogen sind; er geht auf Holzsandalen. Er trampelt den Schnee von den Füßen, ehe er vollends ins Zimmer tritt. Reimer fröstelt und sieht nach der Tür hin, die geschlossen werden soll. Nickel geht mit der Flasche zur anderen Tür hinaus, in die Küche. Fast spricht mit heiserer Stimme).

Guten Tag, Nachbar! Ich komme just vom Schulzenbott und wollte bei dir nicht vorbeigehen. Wir haben etwas Wichtiges beschlossen.

Reimer. — (hebt den Kopf, horcht, will etwas sagen, kommt aber nicht dazu).

Fast. — (fortfahrend). Es ist beschlossen, Steinbach aufzugeben und im Frühjahr an einer anderen Stelle anzusiedeln. Hier im Busch und zwischen Steinen kommen wir nicht hoch.

Reimer. — (richtet sich mühsam auf und sieht den Redenden an).

Fast. — Du wolltest immer schon fort.

Reimer. Ja, zurück nach Rußland.

Fast. — Davon wurde auch gesprochen. Aber das ist ein Ding der Unmöglichkeit. Willst du etwa mit deinen Ochsen über den Ozean fahren?

Reimer. — (schüttelt bedauernd den Kopf).

Fast. — Nein, Canada hat noch andere Plätze.

Reimer. — Noch weiter nach dem kalten Norden?

Fast. — Nein, wir bleiben in Süd-Manitoba, wenn es angeht. Weiter westwärts, Nord-Dakota entlang, soll besseres Land zu finden sein.

Reimer. — Ich werde nicht weiterziehen.

Fast. — Du nicht? Hast doch immer fort gewollt.

Reimer. — (deutet nach oben). Für mich ist dort beschlossen worden. Ich soll hier bleiben.

Fast. — (versteht jetzt, wie es gemeint ist, und wird ernst und gerührt). Reimer, du wirst doch nicht?

Reimer. — (schweigt und sieht unverwandt nach oben).

Fast. — Nachbar, da hast du vielleicht den besten Platz gefunden. Wir suchen hier herum und irren von Ort zu Ort. Eine bleibende Heimat haben wir hier nicht. Die Heimat der Seele ist droben im Licht . . .

Reimer. — (verklärt). Ja! Amen!

7. Wechsel.

Nickel. — (erscheint wieder mit einem kleinen Fläschchen). So. Na Reimer, wir wollen dich doch wieder auf die Beine bringen. Ich will dir gleich einmal die Brust einreiben damit.

Reimer. — (schüttelt den Kopf).

Nickel. — Warum nicht? (bleibt dann stehen, sieht den Ernst der andern und sagt dann zunächst zögernd). — Dann macht es selber: morgens und abends, zweimal am Tage.

Frau Reimer. — (erscheint in der Tür). Kommt an den Tisch! Mus gibt es nicht. Das ist verschüttet. Aber wenn euch Milch und Brot gut genug ist, dann kommt!

Nickel. — (wendet sich zum Gehen). Dein Mann, Reimersche, kann nicht an den Tisch kommen?

Fast. — (sich verabschiedend). — Dann adje! Meine Ollsche wartet sicher auch auf mich. Nachbar, gute Besserung! Ich komme heut abend noch einmal vor und sehe, wie es dir geht. (Alle ab, nur der Kranke bleibt zurück).

Reimer. — (ringt mit Atemnot; erhebt sich und stützt sich auf seine Ellenbogen).

8. Wechsel.

Tina. — (ein Mädchen von kaum 17 Jahren, schlank und von gesunder Gesichtsfarbe). — Mutter schickt mich, dich zu fragen, Vater, was du essen möchtest.

Reimer. — Kind, komm näher! (Er deutet mit langgestrecktem Arm in die Ferne und sieht mit stierem Blick vor sich). Siehst du das Land? Bald werden wir landen... Alles war umsonst... All die Mühe und Not in Canada ist nun vorüber...

Tina. — (befremdet) Vater, ich verstehe nicht . . . (sieht sich scheu um).

Reimer. — Ja, ihr habt es nicht begriffen. Euch lockte das Neue, Ungekannte. Ihr hofftet . . ich tadle nicht: ich hoffte auch auf goldene Berge . . aber nun bin ich wissend . . Wir hätten es nicht tun sollen. (Er faßt die Hand seiner Tochter und spricht mühsam und mit heiserer Stimme). Nun ihr wieder in der alten Heimat seid, laßt euch nicht so leicht mehr verlocken, seid beharrlicher! Das Ferne ist nicht immer das Gute. Das Nahe ist oft besser als fernes Unbekanntes . . (er hustet schwach).

Tina. — Vater, geht es dir nicht gut?

Reimer. — Jetzt wird es bald besser gehen. Bald — bald. Fürchtet Gott und . .

Tina. — (ängstlich). Vater! stirbst du?

Reimer. — (legt sich zurück, spricht schwach, kaum hörbar). Ja. — Geht ihr einer besseren Zukunft entgegen.

Tina. — (sieht ängstlich auf den Vater, wird immer unruhiger, läuft bis an die Tür, öffnet sie und ruft) Mutter, rasch! Vater . .

(Frau Reimer und Nickel kommen raschen Schrittes herein, aufgeregt).

(Frau Reimer, am Lager des Mannes, faßt die Hand ihres Mannes, merkt, es ist kein Leben mehr darin, atmet rasch, greift nach ihrer Schürze, weint und schluchzt, das Gesicht mit der Schürze verdeckend).

Nickel. — (hilflos, sieht gerührt den Toten an, dann die Frau und sagt kurz) Adje! Hier kann niemand mehr helfen.

(Schluß des ersten Bildes).

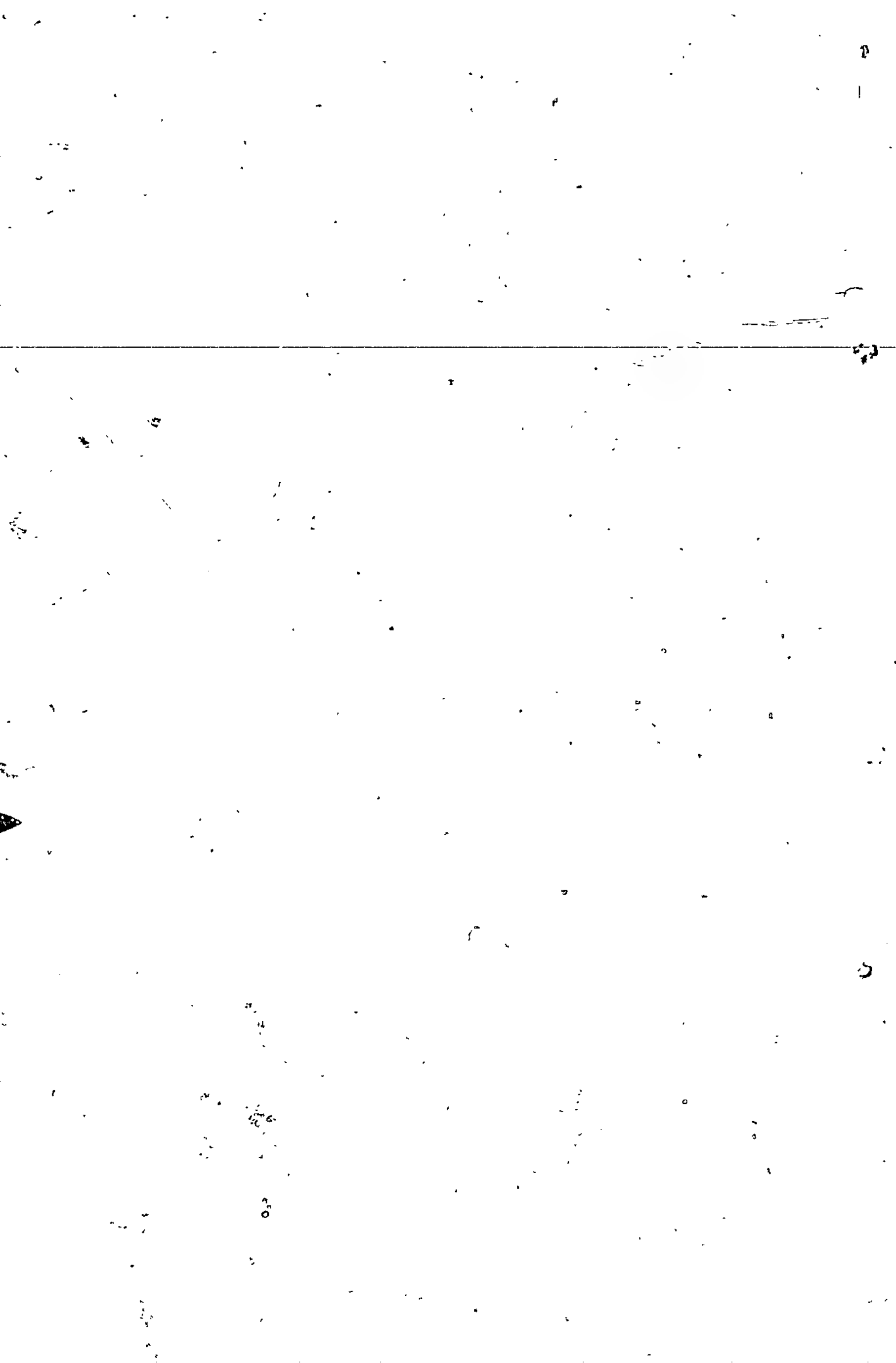


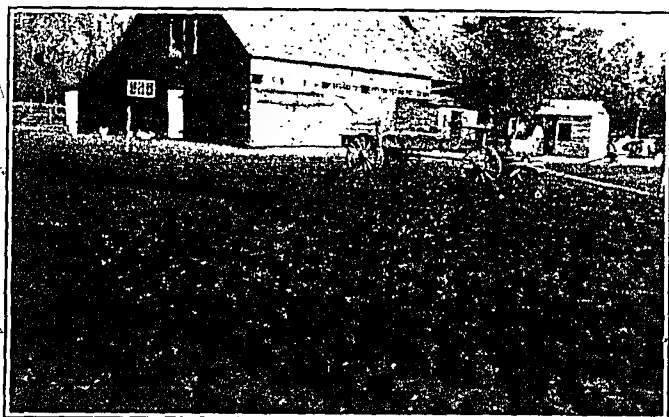
Mennonitischer Hof in Manitoba in der Art der ersten Siedlerzeit.



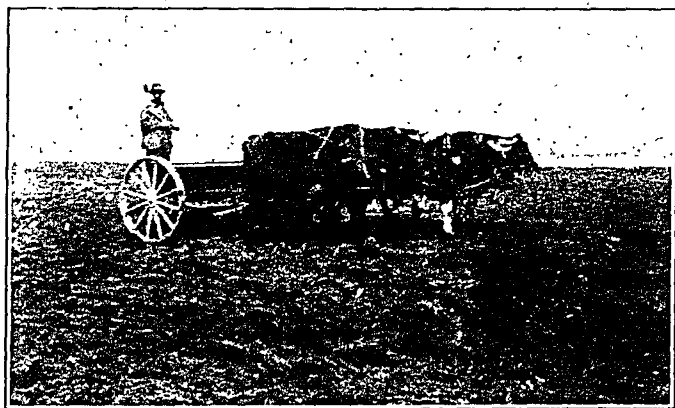
Mennonitischer Hof in Manitoba aus späterer Zeit.



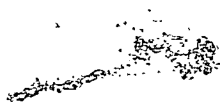




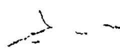
Viehdüngerhof auf dem Hofe eines konservativen Siedlers.

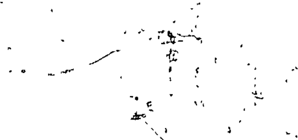


Ein Ochsengespann bei der Arbeit. (Great Deer, Sask.)









Zweites Bild.

Die Reimersche.

Zwei Monate später. Abend vor Weihnachten.

Handelnde Personen: Frau Reimer,
Susie, Tochter, etwa 15 Jahre alt,
Lena, Tochter, etwa 10 Jahre alt,
Anna, Tochter, etwa 8 Jahre alt,
Wiebe, ein Nachbar,
Krahn, ein Freier, ein Verwandter von Wiebe.

(Susie kommt zur Tür herein mit einer kleinen Tanne. Sie schüttelt sich den Schnee ab).

Frau Reimer. — Du warst wohl im Busch, Susie? Ich dachte, du besorgtest das Vieh im Stall.

Susie. — Ach, Mutter, heute ist Heiliger Abend. Da muß doch ein Weihnachtsbaum im Hause sein. — Huh, ist es aber kalt draußen! Meine Hände sind mir fast steif gefroren, und die Füße auch.

Frau Reimer. — Warst du ganz allein im Busch?

Susie. — Ja.

Frau Reimer. — Kind, im Winter kommen die Wölfe nahe an das Dorf heran. Im vorigen Winter haben sie mehr als ein Schwein geholt. — (Besinnt sich). Halt, wer hat heute die Schweine gefüttert? Ich hatte zu viel zu tun. Zwieback mußte gebacken werden. Ich habe auch das Pflaumenmus schon gekocht. . .

Susie. — Ich habe die Schweine nicht gefüttert. Ich hatte im Stall genug zu tun.

Frau Reimer. — Kind, so viel ist das nicht, wir haben nur zwei Ochsen und eine Kuh.

Susie. — Mutter, ein Jährling ist dabei und ein Kalb vom Sommer. Und wenn ich das Wasser nicht so weit tragen und das Heu von draußen holen müßte, wäre alles nur halbe Arbeit von dem, was ich jetzt tun muß.

Frau Reimer. — Erzähl das später! Die Schweine müssen gleich Futter haben!

Susie. — Mutter, allein will ich nicht gehen. Es ist zu dunkel draußen.

Frau Reimer. — Ach was, bist doch sonst allein gegangen.

Susie. — Nachdem du von Wölfen gesprochen hast, mag ich nicht allein gehen.

Frau Reimer. — In den Wald konntest du allein gehen.

Susie. — Ach Mutter, das war doch am Tage! Und an Wölfe dachte ich nicht, als ich das Bäumchen suchen ging.

Frau Reimer. — Wenn du furchtsam bist, dann gehe ich (ab).

Susie (ruft.) — Lena! Anna! kommt, rasch wir wollen den Weihnachtsbaum herrichten! (Die Gerufenen treten ein). Lena, bring Mutters Fußbank her, damit wir den Baum dareinstecken.

(Lena bringt den Schemel. Sie zwängen den Stamm in das Loch, das als Handgriff dient. Dann mustern sie das Bäumchen, das ihnen offenbar Freude macht. Nach einer Weile kommt Frau Reimer herein).

Frau Reimer. — Ach Kinder, zum Weihnachtsbaum gehören auch Kerzen und Schmuck.

Anna. — Ja, Mutter, warum haben wir das alles nicht?

Frau Reimer. — Anna, du weißt doch, daß wir arm sind. Niemand kann sich das leisten hier herum.

Lena. — Doch, Mutter! Janzens die haben doch viel Geld.

Frau Reimer. — Das weißt du doch nicht. Selbst wenn sie es hätten, würden sie keinen Weihnachtsbaum schmücken.

Lena. — Nicht? Wir würden es doch tun, wenn wir viel Geld hätten.

Frau Reimer. — Nein, auch wir nicht. Das ist nicht nötig.

Lena. — Aber das ist doch so schön! Weißt du noch, Mutter, wie schön es in Rußland war? Wir hatten jedes Jahr in der Schule einen herrlichen großen Baum. Und da war auch Schmuck dran.

Frau Reimer. — Kind, in Rußland waren wir alle reicher als hier. Und dennoch war selten im Hause ein Baum, außer in der Schule.

Susie. — Hier im Busch wachsen so viel Bäume für uns. Ich habe nichts bezahlt.



Frau Reimer. — Schon recht, aber zum Baum gehören auch Kerzen.

Susie. — Ich habe einige.

Frau Reimer. — Woher nahmst du das Geld, sie zu kaufen?

Susie. — Mutter, ich habe die Kerzen selber gemacht.

Frau Reimer. — Du?

Susie. — Ja, Mutter! Als Onkel Wiens die Kuh ablederte, die vorigen Monat starb, ließ ich mir den Talg herausschneiden.

Frau Reimer. — Und davon machtest du Lichte?

Susie. — Ja. Du weißt doch, wie Großmutter in Rußland die Talglichte machte. Sie tunkte einen Baumwollfaden in flüssigen Talg und tauchte ihn dann in kaltes Wasser. So machte ich es auch.

Frau Reimer. — Großmutters Lichte waren lang und dick.

Susie. — Ich hab sie aber dünn gelassen. Ich will sie dir gleich einmal zeigen. (Sie eilt hinaus und bringt die Kerzen. Die andern betrachten inzwischen den Baum. Susie kommt). Seht, so viele! Jetzt binden wir sie an die Aeste und zünden sie dann an.

Frau Reimer. — Ach Kinder, mir kommt es wie eine Spielerei vor. (Die Kinder sind eifrig mit den Kerzen beschäftigt, während Frau Reimer sich niedersetzt und ernst dreinsieht.) Das Leben ist so ernst, besonders in unserem Hause. Der Herr hat uns eine schwere Prüfung auferlegt. Vorige Weihnachten lebte euer Vater noch, und jetzt. . . (Sie reibt sich die Tränen aus den Augen und geht dann zur Tür, die in die Küche führt, hinaus.)

Anna. — Schade, daß Mutter sich nicht freuen kann.

Susie. — Mutter macht sich Sorgen um uns und um unsere Wirtschaft. Wenn wir einen großen Bruder hätten, dann wäre es leichter für sie.

Lena. — Vielleicht bekommen wir einen. . . .

Susie. — Jetzt paßt auf, was ich euch sage. Laßt uns rasch die Kerzen anzünden und dann stellt euch schön hier auf. Wenn wir hören, daß Mutter hereinkommt, wollen wir sie überraschen.

Beide, Lena und Anna. — Womit?

Susie. — Nun mit dem Weihnachtslied, das wir immer übten, wenn Mutter bei Nachbars war.

Anna (klatscht in die Hände vor Freude). — Ach ja!

Susie. — Pst! Sie soll noch nichts merken!

(Sie stellen sich in eine Reihe hinter den Baum).

Lena. — Susi, rasch! sie kommt.

(Susie stimmt an. Alle fallen ein. Sie singen)

Alle drei: O, Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie grün sind deine Blätter!
Du grünst nicht nur zur Sommerszeit,
Nein, auch im Winter, wenn es schneit.

Refrain: O, Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie grün sind deine Blätter!

— O, Tannenbaum, o Tannenbaum,
Dein Kleid will uns was lehren.
Die Hoffnung und Beständigkeit
Gibt Trost und Kraft zu jeder Zeit.

Refrain: O, Tannenbaum, o Tannenbaum,
Dein Kleid will uns was lehren.

Frau Reimer (ist inzwischen eingetreten und hat andächtig zugehört. Sie ist sichtbarlich gerührt und wischt sich mit dem Schürzenzüpfel über das Gesicht). — Kinder, wie ist das schön! Das Lied und auch das Bäumchen. Es fehlt uns nur der liebe Vater. Er fehlt uns nicht nur bei großem Schmerz, er fehlt uns auch bei großer Freude.

Anna. — Mutter, kann uns der Heiland nicht wieder den Vater schicken?

Frau Reimer. — Kind, der Vater ist tot.

Anna. — Ja, aber Gott kann doch Wunder tun! Weißt du nicht, daß er uns den Vater für heute Abend sendet, wenn wir ihn darum bitten?

Frau Reimer. — Anna, unsere Gebete sind nicht so wirksam. Und es mag auch nicht weise sein, so zu beten.—

Anna. — Ich denke, der liebe Heiland wird uns eine Weihnachtsfreude machen.

Lena. — Ja, Mutter, im Katechismus steht: „Bittet, so wird euch gegeben, klopfet an, so wird euch aufgetan."

Susie. — Ihr vergeßt: Vater will doch gar nicht gern in Canada sein.

Frau Reimer. — Der Vater fehlt uns sehr. Ich weiß nicht, wie wir ins neue Jahr hineingehen sollen. Unsere Nachbarn wollen zum Frühjahr das Dorf in dieser steinigen Gegend verlassen und weiter ziehen.

Anna. — Mutter, werden wir dann auch mitziehen?

Frau Reimer. — Kind, ich weiß es nicht. Allein können wir nicht zurückbleiben. Wer wird uns aber an neuer Stelle ein Haus aufbauen?

Lena. — Wenn Janzens und Siemens und Hieberts und alle anderen fortziehen, dann wollen wir doch nicht allein hier bleiben, Mutter?

Anna. — Wenn Hieberts Stienchen fort ist, dann habe ich keine Freundin mehr. Ich will auch dahin, wo Hieberts hingehen.

Frau Reimer. — Kinder, ich weiß nicht, wie das werden soll. Bedenkt, an neuer Stelle muß gepflügt werden. Das können wir nicht. (Sitzt traurig auf der Bank und preßt die Hände in den Schoß).

Lena. — Ich hörte draußen etwas.

Susie. — Das war wohl nur der Wind. Er wurde stärker gegen Abend.

Anna. — O. wird das kalt werden! Gott sei Dank, daß morgen keine Schule ist.

Lena(horcht). — Nein, das ist nicht der Wind.

(Alle horchen einen Augenblick).

Susie. — Ja richtig, da ist etwas.

Anna. — Vielleicht ein Wolf?

Mutter. — Ach nein, dann würden Hunde bellen.

Anna. — Der Wolf hat die Hunde vielleicht schon aufgefressen?

Susie (geht näher an die Außentür heran, um zu lauschen; dann:) — Nein ,das sind Menschen. Ich höre sie sprechen.

Lena. — Vielleicht böse Menschen?

(Lena und Anna schmiegen sich an ihre Mutter und sehen ängstlich um sich).

Susie. — O, der eine ist Onkel Wiebe. Ich erkenne seine Stimme.

Frau Reimer. — Und der andere?

Susie. — Ich weiß nicht. Soll ich hinausgehen?

Frau Reimer. — Kind, nimm dir ein warmes Tuch um den Kopf, es ist kalt. (Susie eilt in das Nebenzimmer, um ein Tuch zu holen. Inzwischen öffnet sich die Tür, und zwei Männer treten ein).

Beide Männer. — Guten Abend!

Frau Reimer. — Guten Abend.

Wiebe. — Es ist sehr kalt geworden.

Krahn. — Und es bläst ein scharfer Wind.

(Beide reiben sich die Hände und die Ohren).

Frau Reimer. — Setzt euch! Stühle kann ich euch nicht anbieten. Aber da ist eine Schlafbank, und hier ist auch eine schmale Bank zum Sitzen.

Krahn. — Das ist gut genug für uns. Wir sind alle arme Siedler.

Frau Reimer (zu Krahn, den sie noch nicht beim Namen kennt). — Sind Sie auch Ansiedler?

Krahn. — Ja. Etwas weiter südlich von hier haben wir gesiedelt.

Wiebe — Dort, sagt er, ist guter Ackerboden. (Zu Krahn gewendet). Ihr habt es besser getroffen als wir.

Krahn. — Wir sind auch noch nicht wohlhabend geworden.

Wiebe. — Du bist aber mit einem Pferd gefahren.

Krahn. — Ja, Gott sei Dank, ich besitze schon zwei Pferde. Aber auch bei uns hat noch nicht ein jeder Pferde. Ich habe sie auch nur durch einen glücklichen Umstand bekommen.

Frau Reimer. — Geschenkt erhalten?

Krahn. — Nicht ganz, aber fast. Da war ein Mann, der zu siedeln versuchte und keine Frau hatte. Und da mußte er schließlich doch davongehen.

Wiebe. — Hat man ihn davongejagt?

Krahn. — Das nicht. Aber er hatte nicht genug Futter für den Winter eingebracht und dachte wohl auch, in der Stadt bequem leben zu können — genug, er bot sie mir an für wenig Geld.

Wiebe. — In die Stadt, sagst du, wollte er?

Krahn. — Ja, nach Winnipeg, glaube ich. Das ist zwar auch nur sozusagen ein Dorf, aber man hat dort doch schon einige Kaufläden. Er sagte zu mir auf englisch, Winnipeg müßte eine große Stadt werden, wenn dieses Land seine Siedler gefunden hat.

Frau Reimer. — Wenn sie nicht besseres Land entdekken werden, als wir hier haben, dann muß die Stadt nur klein bleiben.

Wiebe. — Mir kann es recht sein, wenn die Stadt klein bleibt. Große Städte sind nur ein Verderben für die Menschen. In Rußland gab es große Städte, aber ich habe nie gehört, daß sie auch gut waren.

Krahn. — Nein, Rußland hat nicht viel Gutes. Es ist schade, daß nicht alle Mennoniten aus Rußland fortgezogen sind.

Wiebe. — Bist du darin so sicher? Wir hier herum denken nicht mehr so.

Krahn. — Unsere Ohms sagen, Gott hat uns Weisung gegeben, jenes Land zu verlassen. Der Herr hat uns hierher geführt. Sein Name sei gepriesen!

Frau Reimer. — Ja, wenn es uns in diesem Dorfe besser ginge, würden wir wohl auch so reden.

Krahn. — Gottes Wege sind wunderbar. Wir verstehen seine Führung nicht immer. Mir hat der Herr vor drei Monaten die Frau genommen. Es war ein harter Schlag für mich. Ich habe kleine Kinder. Und da fehlt die Mutter im Hause. (nach einer kurzen Pause) Nun führte mich der Herr hierher.

Wiebe. — Krahn ist mein Schwager.

Frau Reimer. — O, das ist dein Schwager Krahn?

Krahn. — Kennst mich schon?

Frau Reimer. — Nein, nicht von Angesicht. Aber die Wiebsche hat von euch gesprochen.

Wiebe. — Ja, meine Schwester starb. Das weißt du ja. War es kurz vor dem Tode deines Mannes oder bald nachher? Das hab ich vergessen. (kleine Pause). Nun sucht Krahn eine neue Frau. (Er sieht sich um, durch die Kinder beunruhigt).

Frau Reimer. — Kinder, geht jetzt in die Küche! Dort ist es auch warm. Legt noch etwas Holz auf die Glut im Herde. (Die Kinder gehen ab, nach den Männern sich umsehend).

Wiebe. — Nun hör mich an, Reimersche! Dir fehlt ein Mann in der Wirtschaft, und meinem Schwager fehlt eine Frau.

Frau Reimer (sieht den Fremden an, senkt alsdann den Blick. — Es entsteht eine kleine Pause).

Krahn. — Gott hat mich hierher geführt. Ich hatte das Gefühl, Gott würde mir am Weihnachtsabend eine Frau schenken. (Zu Frau Reimer gewendet). Was sagst du dazu?

Frau Reimer. — Mein Mann ist noch nicht lange tot. Ich habe noch nicht viel über eine zweite Heirat nachgedacht.

Wiebe. — Du brauchst nicht lange zu denken. Mein Schwager ist ein tüchtiger Mann. Und du bist eine ordentliche Frau. Ihr braucht beide die zweite Ehehälfte. — Du hast 4 Kinder, Reimersche. Kannst du allein für sie sorgen?

Frau Reimer. — Nein, ich kann es nicht. Es ist schwer für mich.

Krahn. — Ich habe drei. Aber ohne Frau ist es auch mir zu schwer. Da sind die Kleider zerrissen, die Strümpfe müssen gestopft werden. Das Kochen bringen wir allesamt nicht recht fertig.

Frau Reimer. — Das glaube ich. Ein Mann kann nicht kochen. Ich kann ja auch nicht pflügen und säen.

Krahn. — Das kann ich.

Wiebe. — Seht, da paßt ihr auch schon zusammen. Und ein jeder von euch hat dann auch mehr Kinder, und das heißt: mehr Helfer.

Krahn. — Wenn du so willst, wie ich gesonnen bin, dann feiern wir bald Verlobung.

Frau Reimer. — Ich muß mich noch etwas darüber besinnen. Kannst du nicht morgen noch einmal herüberkommen?

Krahn. — Ach, ich wollte schon gerne mit der Gewißheit schlafen gehen, daß ich ein Weib gefunden hätte. Ich bin entschlossen. Mein Schwager hat mir von dir erzählt. Das genügt mir.

Wiebe. — Nachbarin, du hast von Krahn auch schon gehört. Ich meine, du wirst bis morgen schon nicht viel mehr über ihn in Erfahrung bringen. Am besten wird sein, ihr gebt euch die Hand und habt die Sache abgemacht.

Frau Reimer (nach einer kurzen Weile). — So mag es dann entschieden sein. Ich willige ein. (Sie reichen sich die Hände. Dann ruft sie:) Kinder, kommt alle her! (Die Kinder kommen gleichsam ahnungsvoll).

Lena. — Mutter, was sollen wir?

Frau Reimer. — Seht her, dieser Onkel will so gut sein und für uns sorgen. Er will euch den Vater ersetzen.

Krahn. Werdet ihr mich gerne haben?

(Die Kinder sind verlegen. — Er reicht jedem Kinde die Hand mit der Frage: „Wie heißt du?"

Susie. — Suss'.

Lena. — Ich heiße Lena.

Anna. — Ich heiße Anna.

Krahn. — Das kleinste schläft wohl? — Ihr habt mir noch nicht gesagt, ob ihr mich lieb haben werdet.

Frau Reimer. — Sagt dreist ja!

Wiebe. — Da habt ihr nun alle eine gute Weihnachtsbescherung. Ihr habt euch einander viel geschenkt.

Krahn. — Wir hörten Gesang, ehe wir hier eintraten. Könnt ihr noch ein Lied?

Frau Reimer. — Ja, Kinder, singt noch ein Weihnachtslied! (Die Kinder zögern zuerst, dann singen sie, und die Mutter stimmt mit ein):

Weihnacht ist heut,
Wir sind erfreut,

|: Daß der Herr Jesus Christ
Zur Welt geboren ist: |

Drittes Bild.

Das Schulzenbott.

In einem Orte an der Grenze. Um 1896.

Ein Nachbar. — Schulze, die Beratung ist wohl zu Ende?

Der Schulze. — Ich glaube, ja.

Zweiter Nachbar (zum Schulzen gewendet). — Du erwähntest doch heute schon einmal gewisse Schulsachen.

Der Schulze. — Ach ja! Ich hatte es beinah vergessen.

Ein dritter Nachbar. — Was gibt es da wieder?

Der Schulze. — Die Regierung will einen Inspektor über unsere Schule einsetzen.

Einige Stimmen (zugleich). — Die Regierung? Ueber unsere Schulen?

Der Schulze. — Die Regierung hat uns ein Schreiben zugehen lassen. Ich kann schlecht englisch. Wenn ich recht verstehe, fragt sie uns, ob wir einen Vorschlag machen wollen.

Ein alter Nachbar. — Wir wollen keinen Inspektor haben. Unsere Schulen sind gut genug.

Ein jüngerer Nachbar. — Ich glaube, es wäre gut, wenn wir etwas Englisch in der Schule lernten.

Mehrere Stimmen. — Was? Englisch?

Andere jüngere Nachbarn. — Warum denn nicht? Wir sollten englisch schreiben und lesen lernen. Das ist oft vonnöten. Wer kann denn jetzt das Regierungsschreiben ordentlich entziffern?

Ein Alter. — Das ist gar nicht nötig! — Unsere Schulen sind Privatschulen, und die Regierung hat in unsere Schulsachen nicht dreinzureden. (Zum Schulzen). Das kannst du der Behörde schreiben.

Eine Stimme von hinten. — Nein, das darf er nicht. Wir müssen der Regierung Achtung entgegenbringen.

Ein Nachbar. — Hat sie uns nicht Religionsfreiheit versprochen?

Ein andrer. — Greift denn die Regierung die Religion schon an?

Der Vorige. — Darauf kommt es hinaus. Wenn sie erst die Kontrolle hat, dann sagt sie bald auch, was wir zu glauben haben.

Ein andrer. — Wir sind doch in Canada und nicht in Rußland. Wir haben uns während zwanzig Jahren niemals zu beklagen gehabt. Sollten wir jetzt mißtrauisch werden? Ist das unsere Dankbarkeit?

Ein Alter. — Wir hatten in Rußland auch lange eine gute Zeit, bis die Regierung dreinredete. Da war alles aus.

Ein Jüngerer. — Ist es denn so schlimm geworden in Rußland? Es scheint nicht, daß die Mennoniten dort bereuen, daß sie zurückgeblieben sind. Es geht ihnen recht gut. So schreiben sie.

Der Alte von vorhin. — Weißt du auch, daß dort schon russisch gelernt wird in den Schulen?

Der Jüngere. — Ja. Aber die Mennoniten dort halten es selber für notwendig. Sie sagen: in Rußland muß man russisch können.

Eine Stimme von hinten. — Und in Canada muß man kanadisch, d.h. englisch können!

Ein Alter. — Das ist der neue Geist. Hütet euch vor dieser Einflüsterung. Das ist der Anfang vom Ende. Wir haben zwanzig Jahre kein Englisch gelernt und waren glücklich darohne. Aber heute geht es vielen zu gut. Sie werden übermütig. Die Jungen wissen besser als die Alten, was nötig ist.

Ein zweiter Alter. — Die Bibel ist in deutscher Sprache geschrieben worden. Warum sollten wir dann englisch lernen? Meine Kinder sollen es nicht!

Ein dritter. — Meine auch nicht!

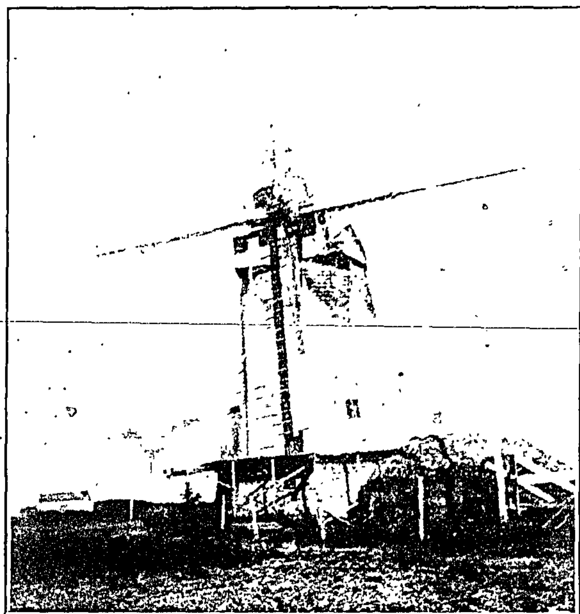
Eine Stimme von hinten. — Schulze, spricht das Schreiben von der Einführung der englischen Sprache in der Schule?

Der Schulze. — Ich kann es nicht gut verstehen. So viel ich sehe, handelt es sich um die Einsetzung eines Schulaufsehers. Vielleicht kann jemand das Schreiben besser lesen? — Braun, lies du es einmal durch.

Braun. — Ich kann nicht englisch lesen. Laß Rempel vorlesen.

Rempel. — Ich kann es auch nicht.

Der Schulze. — Wer kann das Schreiben übersetzen?



Holländer Windmühle aus der Pionierzeit in Rosenort



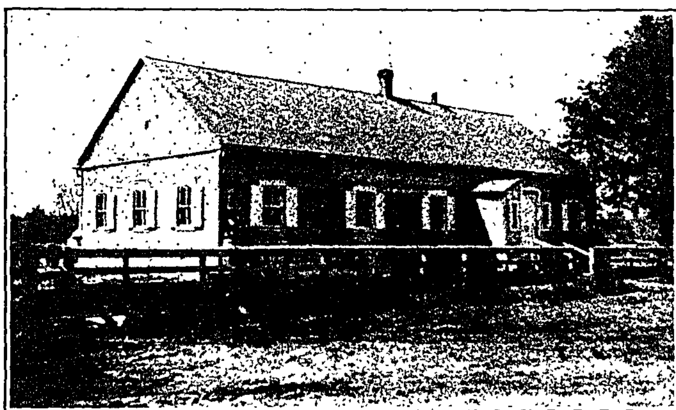
Dorfstraße des schönsten Mennonitendorfes in Nordamerika. (In Manitoba.)







Ein mennonitischer Bachelor in winterlicher Prairie
mit dem Bau seines Häuschens beschäftigt. (Sask.)



Privatschule im Dorfe konservativer Mennoniten

(Alle schweigen. Endlich wird die Stille unterbrochen).

Einige Stimmen. — Braun, du kannst es!

Braun. — Nein!

Stimmen: — Doch! Versuch es doch. Ich weiß, du kannst.

Der Schulze (hält ihm das Schreiben vor). — Nimm!

Braun. — Seht, jetzt braucht ihr jemand, der englisch kann. Aber ihr wollt nicht, daß unsere Kinder es lernen. Ich habe mein bißchen Englisch nicht in der Schule gelernt. (Er nimmt den Regierungsbrief und studiert lange daran. Die andern warten erst lauernd. Da er längere Zeit nichts sagt, fangen sie an, leise miteinander zu sprechen. Schließlich entsteht ein richtiges Schulzenbottgemurmel).

Der Schulze. — Nachbarn, laßt Braun reden!

Braun. — Von der Einführung der englischen Sprache ist in dem Schreiben nicht die Rede. Mir scheint, es handelt sich einzig um die Einsetzung eines Schulaufsehers.

Eine Stimme. — Wir haben ja Schulaufseher. Das sind unsere ~~Ohms.~~

Braun. — Ja, aber es soll ein Mann sein, der mehr versteht von Schulsachen.

Ein Alter. — Da haben wir es! Mehr versteht! Was meint das? Neuerungen? he? Die wollen wir ganz entschieden nicht haben. Wir sollen nichts gemeinsam haben mit der Welt. Wenn die Schule die Bibel lehrt, was soll sie dann noch mehr?

Ein Jüngerer. — Wir verstehen aber die Bibel nicht gut genug. Man kann das vielleicht noch besser lernen? Es gibt Männer, die studiert haben. Ich hörte einen in den Staaten, der hatte nicht umsonst studiert. Als er sprach, dachte ich, daß wir alle doch nur recht wenig von der Bibel wissen, und daß unsere Sprache doch nur jämmerlich schlecht ist.

Ein andrer. Ja, es ist wahr: wir können nicht nur nicht englisch, wir können allesamt auch nicht deutsch. Wenn jemand zum Prediger gewählt wird, sucht er nicht immer eine Entschuldigung darin, daß er nicht hochdeutsch könne? Nachbarn, ihr findet meine Aussetzungen immer zu hart und streng, aber ist es denn nicht wahr: wir können tatsächlich weder deutsch noch englisch; wir können nur Weizen bauen. Der Mensch lebt aber nicht vom Brote allein!

Der Schulze. — Wen wollen wir der Regierung zum Schulaufseher vorschlagen?

Einer. — Ich weiß keinen unter uns. Niemand von uns kann sich mit der Regierung besprechen. Es ist auch niemand, der den Lehrern sagen kann, wie sie es besser machen könnten als bisher.

Eine Stimme. — Oho! (Alle lachen.)

Der Vorige. — Kannst du es vielleicht, Kasdorf?

Der Schulze. — Soll ich der Regierung schreiben, wir haben niemand vorzuschlagen? (Allgemeines Schweigen.)

Ein Alter (bricht die peinliche Stille). Schreibe, wir brauchen keinen Schulaufseher! (Er steht auf und geht zum Ausgang hinaus. Einer nach dem andern erhebt sich und verläßt den Raum. Zuletzt bleiben nur drei Männer und der Schulze zurück).

Einer. — Schulze! Was wird nun mit der Schule? Was willst du der Regierung schreiben?

Der Schulze. — Ich glaube, alle waren dafür, daß ich schreibe, wir brauchen keinen Aufseher.

Der Erste. — So? Du hast nicht abstimmen lassen.

Der Schulze. — Waren sie etwa nicht alle dafür?

Der Erste. — Ich nicht. Andere vielleicht auch nicht.

Der Schulze. — Du hast nichts gesagt.

Der Erste. — Nein, ich wollte meine Stimme bei der Abstimmung erheben.

Der Schulze (zu den andern beiden gewendet, die halblaut miteinander reden). War die Sache nicht abgemacht?

Einer der beiden. — Welche Sache?

Der Schulze. — Die mit dem Schulaufseher.

Jener. — Ach, ihr sprecht noch über die Schulsache. Ja, wie war's doch damit?

Der Erste. — Wir hätten abstimmen sollen!

Der Zweite. — Ja, das ist richtig: abgestimmt wurde nicht. (Nach einer kleinen Weile). Freund, das ist in dieser Angelegenheit nicht so schlimm. In wichtigen Sachen sollte freilich immer abgestimmt werden.

Der Schulze. — Was mache ich denn jetzt?

Der Dritte. — Am besten ist, du machst es, wie die Alten es wollten. Die Schule ist ja nicht eine so furchtbar wichtige Sache, wie manche meinen.

(Sie verlassen den Raum. Der Schulze setzt sich an den Tisch und will schreiben. Er spricht vor sich hin).

Da muß ich doch englisch schreiben. Wie fängt man bloß an? Hm, ich kann wohl etwas englisch verstehen, aber wenn man schreiben will, ist es doch so ganz anders: die Engländer schreiben eben nicht, wie sie sprechen. (Er besinnt sich, dann ärgerlich). Ich schreibe überhaupt nicht! Wer mich darum tadelt, mag es selber tun. — Ach, es ist eine Schande: zwanzig Jahre in Canada, und man kann nicht einmal einen Brief an seine Behörde schreiben!

Viertes Bild.

Das Geburtstagsfest.

Auf einer Farm zwischen Winkler und Morden.
Etwa um 1919.

Personen: Großvater Wiebe, 75 Jahre alt,
Vater Wiebe, sein Sohn, etwa 52 Jahre alt,
Mutter Wiebe, dessen Frau, etwa 50 Jahre alt,
Frau Görz, ihre Tochter, verheiratet mit Heinrich Görz, etwa 33 Jahre alt,
Frau Janzen, eine zweite Tochter Wiebes.

(Es ist im Hause bei Vater Wiebe, dem ältesten Sohne von Großvater Wiebe, dessen Geburtstag gefeiert wird. Söhne, Töchter, Enkel und Urenkel des alten Wiebe sind versammelt. Es ist ihrer eine große Zahl. Die kleinen Kinder spielen draußen. Manchmal hört man ihre frohen Stimmen, die durchs offene Fenster hereinhallen. Ab und zu kommen einige Mädchen oder Knaben hereingestürzt zu ihrer Mutter, um bald wieder davonzulaufen. Es ist nach dem Vesperkaffee eines schönen Sommertages).

Vater Wiebe. — Ich muß euch allen etwas sagen. Als wir in diesen Tagen allerlei Vorkehrungen trafen, um unsere ganze Familie von den ältesten Gliedern bis zu den jüngsten einmal alle beisammenzuhaben an Vaters 75 jährigem Geburtstage, da wurde mir oft recht sonderbar zu Mute. Gewisse Gedanken stiegen immer wieder auf. Es stimmte

mich dankbar, daß wir so gut imstande sind, ohne Schwierigkeit die vielen Menschen aufzunehmen. Nahrungssorgen kennen wir nicht. Ein jeder von meinen Brüdern und wohl ein jedes unserer verheirateten Kinder hat ein Heim und sein gutes Fortkommen. Wir sind alle gut gesund.

Frau Janzen. — Vater, du vergißt, daß unser Gerhard krank war und noch nicht ganz hergestellt ist.

Vater Wiebe. — Kind, das ist vorübergehend. Es war zwar schlimm genug, daß dein Kind Scharlach bekam, aber das ist eine allgemeine Kinderkrankheit. Ich meine jedoch, wir sind sonst alle mehr oder weniger gesund. Niemand ist ein Krüppel an Körper oder Geist.

Frau Janzen. — Ach so meinst du es, Vater?

Vater Wiebe. — Ja. Und mehr. Der lange Krieg ist nun auch zu Ende. Die Weizenpreise sind gut. Sollten wir nicht unserm himmlischen Vater dankbar sein dafür?

Großvater Wiebe (gerührt). — Wir haben wahrhaftig Ursache, unserm Schöpfer zu danken. Wenn ich zurückdenke— wie gut hat es unser Gott mit uns gemeint! Wir kamen arm hier an. Es ist uns wie dem Jakob ergangen! Als wir herkamen, hatten wir auch nicht viel mehr als einen dürren Stecken, und jetzt sind wir Herren so vieler Segnungen geworden!

Frau Görz. — Großvater, ist es wahr, daß ihr bei der Ankunft in Canada nicht einmal Pferde hattet? Unser Nachbar, der alte Koop, redet immer so viel von jener Zeit. Nach seiner Darstellung hat manch einer sich sehr kümmerlich behelfen müssen.

Großvater. — Ja, mein Kind, das war so. Es war ein schwerer Anfang. Es fehlte an allem, nur nicht an Land.

Heinrich Görz (stets etwas keck). — Das ist doch schon viel wert, wenn man genug Land hat.

Vater Wiebe. — Heinrich, bedenke, daß damals überall ein Uebermaß an Land vorhanden war. Auch ich erinnere mich noch deutlich, daß damals in der ersten Zeit überall brachliegende Ländereien vorhanden waren.

Großvater Wiebe. — O, wieviel Land ließen wir zu Wiesen und Weiden liegen!

Heinrich Görz. — Mußtet ihr schon damals ordentlich Steuern zahlen?

Großvater Wiebe. — Nein, wir waren steuerfrei. Die Regierung kam uns sehr entgegen. Die kanadische Regierung gab uns alle Freiheiten.

Heinrich Görz. — Da ist es doch merkwürdig, daß jetzt nach 45 oder mehr Jahren so viele alteingewanderte Mennoniten so unzufrieden sind mit unserer Regierung.

Vater Wiebe. — Nun, Heinrich, euch Jungen fehlt es meist noch etwas an guter Einsicht.

Heinrich Görz (pikiert). — Ich dachte, mit 30 Jahren könnte ich auch schon einiges begreifen. In diesem Alter fing Jesus an zu lehren. —

Vater Wiebe. — Heinrich, beruhige dich! Ich spreche dir kein Urteilsvermögen ab, aber sieh mal: durch den Krieg hat sich doch einiges geändert in unserm Staate.

Heinrich Görz. — Hat der Staat unsre Rechte gekürzt? Hat jemand von den jungen Mennoniten in den Krieg ziehen müssen?

Vater Wiebe. — Nein, das nicht. Aber er nimmt uns unsere Sprache.

Heinrich Görz. — Mir scheint manchmal, er gibt uns eine Sprache.

Vater Wiebe. — Er braucht uns die nicht zu schenken! Wir haben an einer genug.

Heinrich Görz. — Mich deucht aber, es kann niemand deutsch bei uns, vielleicht mit Ausnahme eines einzigen Lehrers, der in Deutschland geboren ist. Von ihm will sich jedoch fast niemand mehr belehren lassen. Wir sind ohne Literatursprache. Ich glaube gar, wenn einer käme, der ein gutes Deutsch spräche, wir würden es am Ende für falsch erklären. Die Kirchensprache der Altkolonier ist schon für uns kaum mehr verständlich. Ich zweifle, ob das deutsch ist, was wir deutsch nennen.

Vater Wiebe. — Die Altkolonier! Die treiben es zu weit! — Wir Sommerfelder sind doch meistens einverstanden, daß auch Englisch bei uns in der Schule gelehrt wird; aber wir wiedersetzen uns dem, daß uns das Deutsche ganz und gar verboten wird.

Heinrich Görz. — Ich gebe zu, Vater, da macht die Regierung eine Dummheit. Das kam nur infolge des Krieges mit Deutschland.

Vater Wiebe. — Eine Regierung sollte weiser sein! Was haben wir mit Deutschland zu tun? Niemand von uns ist in Deutschland gewesen, und niemand kennt Deutschland. Es ist doch wohl kein Verbrechen eine Sprache zu sprechen, die schön ist, und die wir seit Generationen gewohnt sind.

Heinrich Görz. — Diese Unbesonnenheit der Regierung vom Kriege her wird gewiß wieder verschwinden.

Vater Wiebe. — Glaubst du etwa, man wird uns das Schulsystem, wie es früher war, wieder erlauben? Da bist du im Irrtum!

Heinrich Görz. — Nein, das denke ich nicht. Aber waren unsere Schulen denn gut? Ich für meinen Teil bedauere sehr, daß wir nicht bessere Schulen hatten, als ich klein war.

Vater Wiebe. — Meinst du etwa, durch eine neue fremde Sprache wirst du mehr lernen?

Heinrich Görz. — Die Sprache an sich macht's nicht aus. — Offen gestanden, ich glaube, wir sollten beide Sprachen gut lernen. — Das Schlimme aber war und ist wohl auch noch in unserm Jahre 1919, daß unsere Lehrer keine genügende Vorbildung erhalten haben. Wenn sie kein Englisch lernen, können sie natürlich auch nicht die besseren Bildungsanstalten unseres Landes besuchen. Weil unsre Lehrer dazu nicht fähig waren, ist es ganz gut, daß die Regierung gewisse Normen vorschreibt. Ich hörte einen Redner sagen, unsre Lehrer im ganzen Lande wären, selbst wenn sie alle vorgeschriebenen Zeugnisse hätten, noch lange nicht weit genug.

Vater Wiebe. — Uns Alten geht das alles zu rasch vor sich. Plötzlich ist alles Alte nicht mehr gut. Ich kann nicht sagen, daß zu meiner Zeit die Schulen schlecht gewesen wären.

Heinrich Görz. — Ihr habt das vielleicht vergessen? (leiser) Oder nicht gemerkt? — Ich sehe, wieviel mir fehlt. Mein Vater war mit seiner Schulbildung auch nicht zufrieden. Mich wollte er nun ausbilden lassen. Aber zu meinem Leidwesen gab es keine höheren Schulen in der mennonitischen Ansiedlung, und in englische Schulen wollte er mich nicht bringen. So weit durfte er damals nicht gehen.

Vater Wiebe. — Bei euch Görzens war immer ein aparter Geist. Euch geht alles immer noch zu langsam voran.

Heinrich Görz. — Verzeih mir, Schwiegervater, ein kühnes Urteil: aber bei uns Mennoniten Canadas geht es im ganzen genommen, kaum etwas voran. Ich zweifle, ob wir in geistiger Hinsicht seit der ersten Ansiedlungszeit irgendwie vorangekommen sind.

Großvater Wiebe. — Mein Junge, du hast ja so recht! Vorangekommen sind wir nicht. Im Gegenteil. Zu unserer Zeit war alles noch einheitlicher und schöner. Es gab noch nicht so viele verschiedene Kirchengemeinden wie heute. Es war mehr Friede und Eintracht unter uns. Es war gewiß eine schwere Zeit, aber eine heilsame, gute Zeit.

Vater Wiebe. — Nun, Vater, es war auch nicht immer Eintracht. Weißt du noch, wie viel Streitigkeiten vor die Ohms gebracht wurden?

Großvater Wiebe. — Ja, ja, es gab auch Schwierigkeiten unter den Leuten, aber im ganzen war das Leben doch friedlicher als später.

Heinrich Görz. — Großvater hat es vergessen, glaube ich. Immer glauben die Alten, früher war es besser als in der Jetztzeit.

Frau Görz. — Heinrich!

Heinrich Görz (lacht). — Ich will niemand Unrecht tun, am wenigsten Großvater; aber ist es denn nicht wahr?

Frau Görz. — Du weißt doch, wie Großvater darüber denkt.

Großvater Wiebe. — Heutzutage ist die Kühnheit hochgewachsen, und das ist, was wir Hochmut nennen. Ich weiß nicht, ob das nicht vor dem Fall ist. Da ist noch so vieles, das nicht Recht ist. Die jungen Menschen lieben die schönen Kleider und den Putz so sehr.

Frau Görz (Zu ihrem Manne). — Siehst du?

Heinrich Görz (zu seiner Frau, leise und lachend). — Ich sehe nicht, ich höre. — Du, das gilt übrigens dir: schöne Kleider!

Großvater Wiebe (fortfahrend). — Wir fuhren mit Ochsen zu Besuch. Heute sitzt ein jeder in seinem Auto.

Frau Janzen. — Großvater, zu eurer Zeit gab es keine Autos, und vielleicht hattet ihr auch nicht Geld genug dazu. Heute.....

Großvater Wiebe (sie unterbrechend). — Ich sage es immer: der Weizen ist rein zu teuer! Die Leute werden üppig! Drei Dollar für einen Buschel Weizen! Das ist zu schlimm!

Vater Wiebe. — Darüber klagen wir nicht. Wir nehmen das alle gerne, und du würdest es auch nehmen.

Großvater Wiebe. — Ich würde das Geld dann zurücklegen für spätere Zeiten. Vielleicht würde ich es ins Waisenamt bringen. Dort ist es sicher. Gott sorgt für Witwen und Waisen.

Vater Wiebe. — Heute kann niemand sagen, ob man spart, wenn man zurücklegt. Mit jedem Tag wird der Wert geringer. Sieh, heute kann ich noch für 6000 Dollars eine Viertel Sektion kaufen. Ob ich es noch in einem Monat tun kann, ist sehr fraglich.

Mutter Wiebe (beängstigt). — Meinst du, es wird immer so weitergehen? Wohin kommt es dann mit uns?

Großvater Wiebe. — Es sind schlimme Zeiten, sage ich. Lest die Bibel! „Es werden kommen teure Zeiten, Pestilenzen..." Das ist die letzte Zeit!

Vater Wiebe. — Vater, das wissen wir nicht und geziemt sich uns nicht zu wissen. Wir wollen lieber nicht alles zu tragisch deuten!

Großvater Wiebe: — Und seht unsere Brüder in Rußland! Es sind schlimme Zeiten! Sagtest du nicht, daß in Rußland noch Revolution ist? Wer weiß, wie es hier noch werden kann?

Vater Wiebe. — Man hat keine bestimmten Nachrichten von drüben von unseren Glaubensbrüdern. Schlimm genug soll es zugehen. — Doch laßt uns hoffen, daß bei uns niemals Revolution ausbricht!

Heinrich Görz. — Das braucht nicht zu sein bei uns, weil wir eine Demokratie haben. Wenn wir alle mitwirken an der Gestaltung unseres Staats- und Gemeinschaftslebens, dann wird keine Revolution kommen. Wenn wir aber den Kopf in den Sand vergraben, nicht einmal englisch lernen wollen, um die Dinge in unserem Lande zu verstehen, dann kommt die Ueberstürzung über unsern Kopf hinweg. Wenn wir gewisse Geldgesellschaften walten lassen, dann werden die Dinge laufen, wie einige wenige Menschen es für sich am vorteilhaftesten erachten. Die andern werden betrogen werden. Wenn sie aber den Betrug merken, revolutionieren sie, und dann ist Ruhe und Ordnung dahin.

Großvater Wiebe. —Dann kommt die Revolution!

Heinrich Görz. — Ja, Großvater, das wollen wir eben verhindern, indem wir uns darum kümmern. Es ist doch unser aller Geschick, und daher haben wir alle mitzusorgen und mitzusprechen. Das ist Volksrecht und Volkspflicht im Staate.

Vater Wiebe. — Hör, du Eiferer! Du vergißt, mein Sohn, daß Gott am Ruder sitzt, und er regiert.

Heinrich Görz. — Will Gott Revolutionen? Wenn es sein Wille ist, dann sollten wir nicht darüber klagen!

Frau Görz. — Ich glaube, Vater, daß Gott durch Menschen auf Erden wirkt. Läßt er nicht das heilige Evangelium auch durch gewöhnliche Menschen verkündigen?

Heinrich Görz. — Gewiß! Gott gab uns doch wohl den Verstand und das Einsichtsvermögen, sie zu gebrauchen. Genau so wie wir Arme und Beine haben, um diese Glieder zu gebrauchen, so haben wir auch unsern Verstand erhalten, um ihn anzuwenden, und das nicht so leichthin. Ohne ihn können wir keine Moral haben, keine Religion erfassen. Ich glaube, Jesus hat die Gabe der Verstandesbegabung gemeint, als er das Gleichnis von den Pfunden erzählte. Leider gehen so viel hin und vergraben ihr Pfund, ohne damit zu arbeiten.

Großvater Wiebe (hat angestrengt zugehört und zuletzt kräftig genickt). — Heinrich kann uns doch noch alle belehren. Ich habe an meinem 75 jährigen Geburtstage noch etwas von ihm gelernt.

Heinrich Görz. — Großvater, nimm das als mein Geburtstagsgeschenk an! (Alle lachen). —

Fünftes Bild.

Am Ausgange des Versammlungshauses.

(Eine Gruppe von Männern und Frauen verschiedenen Alters. Einige gehen, nachdem sie einige Zeit den Gesprächen zugehört oder daran teilgenommen haben, weiter; andere treten herbei, offenbar aus dem Versammlungshause kommend. Sie stehen alle unter dem Eindrucke der Reden, die einige Delegaten aus Rußland gehalten haben).

Der Erste. -- Das war nun eine direkte Nachricht aus Rußland!

Der Zweite. — Ja. Aber diese Männer sind auch schon fast zwei Jahre aus Rußland draußen.

Der Erste. — Sie wissen aber genau, was seitdem geschehen ist. Sagte nicht der Dicke, daß sie dauernd unterrichtet würden von den Dingen dort drüben?

Der Dritte. — Es muß schlimm sein, schlimmer als wir dachten. Wir konnten uns immer nicht recht vorstellen, daß die Leute dort richtig hungerten. Es ist kaum zu glauben.

Der Vierte. — Ich glaub's. Denkt, was sie alles durchmachen mußten in der Revolution! Da sind keine Reserven weder an Geld noch an Getreide geblieben. Die Mißernte mußte sofortiges Hungern zur Folge haben.

Der Fünfte. — Und manche von unseren Vätern haben sich zurückgesehnt nach der alten Heimat, besonders wenn man bei jeder schweren Arbeit auf sich selber angewiesen war.

Ein Jüngerer. — Hatte man es denn dort leichter? Ich dächte, wir hätten es bequemer, weil wir mehr Maschinen haben.

Der Fünfte. — Dort gab es billige Arbeiter. Die Russen arbeiteten für sehr wenig Geld.

Der Jüngere. — Wie konnten die Arbeiter dabei leben?

Der Fünfte. — Das war eine niedrige Klasse von Menschen, die waren anspruchslos.

Der Jüngere. — Klasse? Das muß anders gewesen sein als bei uns.

Der Fünfte. — O, gewiß! Ich war freilich noch ein kleiner Junge, als wir in Rußland waren, aber ich erinnere mich noch, daß wir dort wenig Gemeinschaft hatten mit den russischen Arbeitern. Der Arbeiter saß nicht am Tische des Arbeitgebers, wie bei uns auf der Farm beim Dreschen.

Der Jüngere. — War das Klassenwesen nur bei den Mennoniten so ausgeprägt?

Der Fünfte. — O, nein! Die Mennoniten haben das Verhalten von russischen Gutsherren gelernt. Diese verfuhren noch ganz anders mit den Arbeitern! Wie Hunde wurden sie gehalten pflegte mein Vater zu sagen. Er kaufte Vieh auf und kannte das Leben auf den Gütern.

Der Jüngere. — Nach solchen Zuständen hätte ich mich nicht zurückgesehnt.

Der Fünfte. — Du denkst an das Los des Arbeiters. Diese aber, die sich zurücksehnten, dachten sich in die Lage derjenigen, die billige Arbeiter halten konnten.

Der Sechste. — Das scheint nun doch für immer vorbei zu sein, wenn ich die russischen Delegierten recht verstand. Und es hat ein Ende mit Schrecken genommen. Weltgeschichte ist die Geschichte des Weltgerichts, hörte ich einmal jemand sagen.

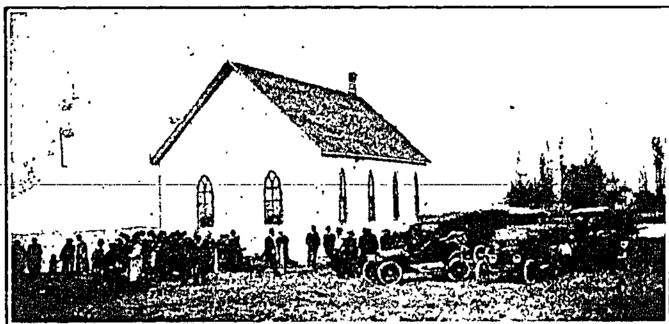
Der Erste. — So sollten wir eigentlich nicht reden. Ich glaube nicht, daß wir bessere Menschen sind, weil wir verschont geblieben sind. Es ist wahr, wir haben nicht arme Arbeiter ausgenutzt hier in Canada. Aber es frage sich ein jeder, ob er es nicht getan, wenn er gekonnt hätte!

Der Zweite. — Ich sage, ja! Freilich die Zustände hier lassen es nicht zu. Unsere Tugend aber ist es nicht. Unser Sinn steht auch danach, möglichst billige Arbeitskräfte zu bekommen. Oder fragt jemand bei uns danach, wenn er einen Erntearbeiter mietet, ob dieser mit seinem Lohn sein Fortkommen haben wird? Wer tut das?

Der Erste. — Das tut wohl niemand hier. Wir denken dann meist nur an uns, ob wir auskommen werden. An den andern denken wir nicht. —

Der Dritte. — Ja, und rasch sind wir stets mit unserem Urteil fertig. Ich sage auch: wir sind nicht besser. Unsere Gesinnung ist nicht besser. Aber eines ist besser bei uns: unsere staatlichen Zustände. Wir haben an diesen staatlichen Zuständen wenig getan. Die Jungen, die englisch können, werden sich eher der Bedeutung unseres Staates bewußt. Die Alten. . . .

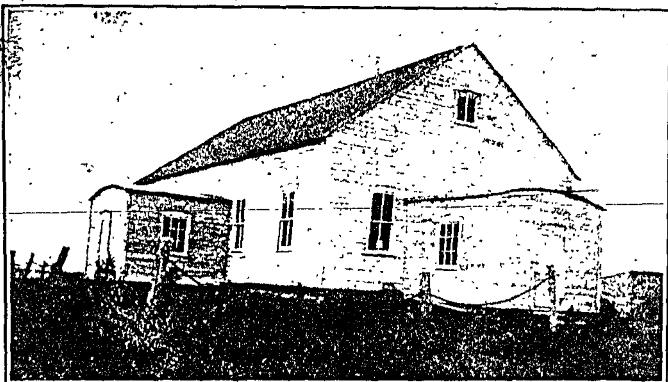
Der Vierte. — Ihr seht doch, wie wenig manche die Gunst unserer staatlichen Zustände erkennen. Die Altkolonier siedeln über nach Mexico: das ist die Sehnsucht nach dem alten Rußland. Sie rühmen sich, daß sie dort billige Arbeiter haben werden, so wie einst in Rußland.



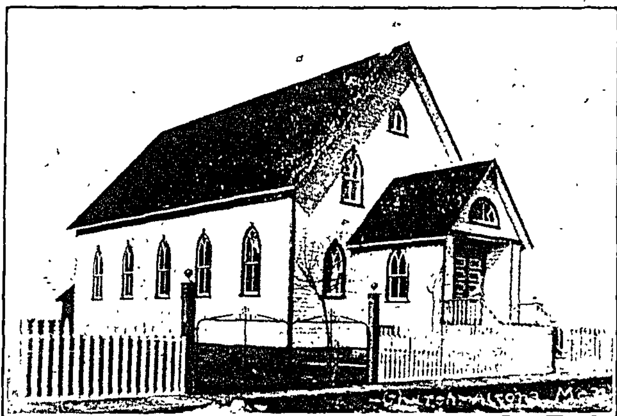
Kirchenbesuch fortschrittlicher Mennoniten.



Kirchenbesuch in einem „altkolonieer" Mennoniten-
dorfe in Manitoba.



Erste Mennonitenkirche der Bergthaler Gemeinde zu Edenburg bei Gretna, Man.



Moderne Kirche in Altona, Manitoba.

Der Jüngere. — Vielleicht harrt ihrer dort dieselbe Erfahrung, die die Mennoniten in Rußland gemacht haben? An Revolutionen mangelt es bekanntlich nicht in dem zerrütteten Lande.

Eine Frau. — Ach, denkt bloß, wie schrecklich so eine Revolution ist, wie diese Männer sie schilderten!

Der Achte (kommt herbei). Es ist in diesem Augenblick einerlei, wie es gekommen. Hauptsache ist jetzt: den Armen drüben muß Hilfe gebracht werden!

Der Dritte. — Ja, das sage ich auch. Ihr kennt das Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Dieser fragte den Halbtoten nicht, ob er vielleicht in seinem Leben Unrecht getan hatte, oder zu welcher Klasse er gehörte, sondern er half ihm aus Barmherzigkeit.

Der Zweite. — Ja, und er half ordentlich. Er versorgte ihn in der Herberge und versprach nach Bedarf weiterzuhelfen.

Der Erste. — So ist es. Diesmal hilft ein Almosen nicht. Es muß Hilfe gebracht werden, so daß wir und jene wissen: sie sind gerettet.

Der Jüngere. — Wir sollten ein Hilfskomitee wählen, das planmäßig die Hilfsaktion leitet.

Der Achte. — In den Staaten soll schon ein Komitee gebildet sein.

Der Jüngere. — Wir sollten zum mindesten ein tätiges Lokalkomitee haben.

Der Erste (aus tiefem Denken heraus). — Denkt, sie hungern! Jetzt in diesem Augenblick, während wir sprechen. Die Hilfe muß rasch geleistet werden, sonst kommt sie zu spät. Mit Recht sagten die besorgten Delegierten: Rasche Hilfe ist doppelte Hilfe.

Der Zweite. — Ich schaudere, wenn ich denke, was für ein Wechsel dort vor sich gegangen ist: die reichen rußländischen Mennoniten sind bettelarm geworden. Und die Delegierten betonten: je reicher einer früher war, desto ärmer sei er geworden. — Sie haben nicht ein Stück Brot! Ja, die Türen müssen sie verschließen, um sich vor den Hungernden zu bergen.

Eine Frau. — Ich glaube, diese Nacht werde ich auch das Stöhnen und Betteln an meiner Tür hören! Ach, und wie kalt wird es in Rußland! Kleider haben die Armen auch nicht mehr. Aus Säcken machen sie Kleider. — Und wir klagen hier manchmal in unserem Ueberfluß. Wir verdienen nicht, daß es uns so gut geht. Gott wird uns seine Gunst entziehen, wenn wir jetzt nicht unsere Pflicht tun.

Einer (der daneben steht). — Die Frauen mit ihren Gefühlen jammern so leicht. Ja, gewiß ist es schlimm; aber wer weiß, ob die Sache nicht etwas übertrieben ist. Die Menschen lebten dort immer sehr gut. Und plötzlich soll nun alles verschwunden sein?

Der Fünfte. — Mensch, du weißt nicht, was du sprichst. Diese Männer sprachen nüchtern. Ich glaube nicht, daß sie übertrieben haben. —

Die Frau. — Männer, wie du, sollten etwas mehr Gefühl haben! Das Gefühl ist auch eine Gabe Gottes. Wer es nicht hat, ist arm, ist verkümmert und kennt kein Erbarmen. Ach, und es handelt sich nicht um Fremde! Es sind Mennoniten, die um Hilfe rufen, Verwandte! Jawohl, manche von uns haben nahe Verwandte dort unter ihnen.

Der Eine. — Verwandte, die früher in guten Tagen uns vergaßen.

Frau. — Es hat nicht nur an jenen gelegen, daß die briefliche Gemeinschaft aufhörte. Wir waren immer so sehr beschäftigt! Und für die Alten war Schreiben eine schwierige Arbeit, die lange hinausgeschoben wurde. Briefeschreiben war nicht Heuernte oder Dreschen! Es hatte keine Eile damit. Und dabei verblieb es dann wohl manchmal. Das war hier so, und das mag dort so gewesen sein.

Der Fünfte. — Ja, Frau, so ist es! Und wir sollten uns freuen, wenn es jetzt Gelegenheit gibt, die alte Freundschaft wieder aufzufrischen. Freundschaft in der Not ist die einzig wahre Freundschaft.

Der Jüngere. — Ich denke auch, die Zeit ist ungeeignet, jetzt einander Sünden aufzudecken. — Ein tiefer Sinn liegt in der Tatsache, daß wir um Hilfe gebeten wurden. Gott gibt uns Gelegenheit, uns als Brüder und Christen zu bewähren. Es ist nicht nur eine Prüfung für jene Brüder drüben. Es ist ebenso eine Prüfung für uns. Mit Bangen frage ich: Werden wir tätige Liebe haben? Wird unsere Nächstenliebe vielleicht über unsere Eigenliebe stolpern und fallen? Oder werden wir uns einmal vergessen können und unser Mitgefühl walten lassen? Am leichtesten können wir von diesem Gefühl geleitet werden, wenn wir uns an Stelle jener denken.

Frau. — Ja, denkt einmal: du und du, und du und ich, wir alle ständen hier und wüßten, wenn wir jetzt nach Hause kämen, würde kein Mehl mehr vorhanden sein, kein Fleisch, keine Kartoffeln — und die Kinder bettelten nach Speise. . .

Der Fünfte (fortfahrend). Im Stall kein Pferd: fremde Menschen haben das letzte fortgeführt. In Winnipeg Aufruhr. Es ist keine Regierung, an die du dich wenden kannst. Deine Briefe nach Ottawa bleiben im Postamt liegen. Du hörst nur Gerüchte. In Ontario, in Saskatchewan wird gekämpft. Du weißt nicht, weshalb und warum. Und eines Tages sprengen sie durch unsere Ansiedlung, verschanzen sich am Red River. Und bald danach hörst du Kanonengebrüll und Knattern der Maschinengewehre.

Einer aus der Zuhörerschar. — Man merkt, er war in Frankreich und sah den Krieg.

Der Fünfte. — Und auf dem Felde hat es nichts gegeben. Könnt ihr euch das alles vorstellen? Würden wir nicht um Hilfe jammern? Es ist keine Schande, in der Not um Hilfe zu rufen; aber es ist eine Schande und gar ein Verbrechen, dem Rufen nicht Gehör zu schenken, nicht helfen zu wollen da, wo man ruft!

Mehrere zugleich (indem sie auseinandergehen). — Es ist wahr, wir müssen helfen! Und wer will es denn nicht?

Der Jüngere. — Gott wirket in uns und durch uns das Gute. Ich bin froh darüber, daß an uns der Ruf ergangen ist, daß Gott uns eine besondere Aufgabe stellt. O, daß wir sie erfüllen möchten! Ganz! Nicht halb!

Sechstes Bild.

Hochzeit. — 1924 —.

(Auf einer mittelgroßen Farm um Altona oder Gretna herum. Es ist Frühling. Ein Sonntag. Im großen Raum des Farmhauses. Ein weiter Eingang ohne Türflügel gewährt Einblick in das anliegende Zimmer. Draußen kommen die Automobile auf den Hof. Man sieht sie nicht, aber man hört sie kommen. Ab und zu werden Begrüßungsworte laut. Ausrufe über das schöne Wetter und Bemerkungen über den Stand der Saaten, nach denen sie im jungen frischen Grün dastehen. Einige Hochzeitsgäste sitzen schon im Zimmer. Nach und nach füllt sich der Raum. Die Begrüßungen sind nicht allgemein. Die zusammen stehen oder sich nahe sitzen reichen sich die Hände, nicken einander zu und sprechen leise miteinander. Die Hauptunterhaltung in einer Ecke wird dadurch nicht beeinträchtigt).

Tießen. — Nun, Wall, du bist doch zur Hochzeit gekommen? Ich meinte, du hattest nicht Lust?

Wall. — Unsre Rußländer wollten gerne dabei sein.

Tießen. — Ich glaube, dies ist die erste Heirat zwischen einem Rußländer und einer von den unsrigen.

Friesen. — Tießen, das hört sich fast so an, als ob das etwas Ungeheuerliches wäre. Ich denke, die Neuangekommenen sind auch unsre Brüder. Es sind Mennoniten!

Tießen. — Ja gewiß, Nachbar. Aber unter uns gesagt (er sieht sich um, ob kein Rußländer in der Nähe sitzt, dann etwas leiser), anders sind diese Leute wie wir.

Friesen. — Wir sind auch nicht alle gleichgeartet.

Tießen. — Nein, das nicht. Aber diese Rußländer sind im ganzen genommen sehr verschieden von uns.

Wall. — Mann, bedenke, sie sind noch nicht lange genug hier. Sie werden sich schon einfügen. Ich komme mit meinen sehr gut aus.

Tießen. — O, ich eigentlich auch. Aber ihr habt sicher auch gehört, daß Rogalsky weggezogen ist von Rempel, weil es ihm nicht gefiel.

Friesen. — Du kennst Rempel doch! Ich möchte da auch nicht wohnen und mit ihm arbeiten.

Tießen. — Nein, ich auch nicht. Aber diese Rußländer sind arm wie die Kirchenmäuse. Da sollten sie ihren Stolz schon etwas zurückstehen lassen. Ich denke nicht nur an Rogalsky. Sie dünken sich immer noch als Herren, weil sie einmal reich waren in Rußland.

Kasdorf (der später hinzugekommen ist und zugehört hat). — Ich meine, wir sollten die Rußländer dort lassen, wo sie bisher waren. Mir passen sie auch nicht in unsrer Mitte. Sie haben nicht Geld, aber das Rauchen können sie nicht lassen.

Friesen. — Hast du auch welche? Gebrauchen kannst du eine Anzahl von ihnen auf deiner großen Farm.

Kasdorf. — Nein, ich nehme mir diese Leute nicht ins Haus. Wer weiß, wie lange man sie dann behalten muß? Verwandte habe ich nicht unter ihnen und ....

Friesen. — Unsre sind auch nicht von unsrer Freundschaft.

Kasdorf. — Leute, wie der Rogalsky einer ist, mag ich nicht. Er will gebildet sein. Ist er nicht Lehrer gewesen? Oder hat er etwa in Deutschland studiert? Nein, die Leute kann ich nicht leiden!

Friesen (lachend). Ich glaube wohl, du paßt nicht zu solchen! Im übrigen ist es nur zu wahr: wir sind geneigt, jedes Mißverständnis zu ihren Ungunsten auszulegen.

Wall. — Das stimmt. Alles fällt jetzt ein Urteil über den Rogalsky, und die wenigsten kennen ihn. Da wird dann viel hin- und hergeredet, und bald ist aus einer Mücke ein Elefant geworden.

Kasdorf. — Das lasse ich mir nicht ausreden. Ich habe ihn gesehen. Der trägt die Nase hoch.

Friesen. — Laß uns das nicht bekümmern! Jedenfalls sollten wir nicht gleich so alle Ankömmlinge abtun. Es gibt so viele fromme, gute Menschen unter ihnen.

Wall. — Und arbeitsame. Meine schaffen gar zu toll! Ich kann nicht mitmachen!

Friesen. — Wir sind allesamt schwache Menschen. Weil sie neu sind, beobachten wir sie schärfer als uns untereinander. Sie hingegen werden unsere Fehler finden.

Kasdorf. — Freilich. Ich habe schon manches erzählen hören. Die setzen alles aus an uns. Wir sind ihnen nicht gebildet genug. Wir sind ihnen gar zu fromm.

Friesen. — Das glaub ich nicht.

Kasdorf. — Ja, ja! Sie meinen, unsre Prediger sprechen zu lange. Und ich glaube, beten haben sie trotz aller Not in Rußland auch nicht gelernt.

Wall. — Das weiß ich nicht. Ich höre nicht so viel auf das, was andere sagen. Von denen in unserem Hause kann ich nur das Beste aussagen. Selbst das Rauchen ist nicht so schlimm, als daß wir deshalb lieblos über sie urteilen sollten. Diese Lieblosigkeit ist schlimmer. Ich liebe den Tabak zwar auch nicht, aber wir sündigen mit Essen und Trinken vielleicht mehr als manche mit dem Rauchen. Ich habe gelesen, daß der fromme Pastor Funke, der in Deutschland so viele Erbauungsschriften geschrieben hat, auch geraucht hat. Er soll gesagt haben: dem Reinen ist alles rein und dem Unreinen alles unrein.

Friesen. — Wir halten uns gerne mit kleinen Dingen auf und verlieren das große Ziel aus den Augen. Die Liebe ist das größte, sagt Paulus. Die Liebe trägt alles, besonders die Schwächen der Brüder.

Wall. — Das junge Paar, das heute getraut werden soll, kann uns lehren, wie wir uns vertragen sollen.

Tießen. — Seht, da kommt es!

Friesen. — Wo?

(Alle sehen auf. Das Brautpaar kommt langsam und feierlich vorbei und setzt sich dann in die bereitgestellten Stühle. Es wird der Choral „Jesu, geh voran" angesagt und dann mit Orgelbegleitung gesungen. Zwei Prediger sitzen vorn während des Gesanges. Der eine ist ein Rußländer. Er ist schon an seinen abgetragenen Kleidern erkenntlich. Der andre ist ein Kanadier. Zuerst spricht der Prediger aus Rußland).

Warkentin (tritt vor). — Ich lese den 23. Psalm. (Er verliest ihn). Der Psalmist spricht mit jeder Zeile eine feste Zuversicht aus. Eine solche Zuversicht gibt Mut in die Zu-

kunft hineinzugehen. Das Brautpaar geht heute zuversichtlich in sein neugerichtetes Leben hinein. Anders ist es nicht zu erwarten. Das ist stets der Anfang der Ehe.

Mir ist dieser Tag und diese Hochzeit ein Gleichnis. Ein Mennonit aus Rußland und eine Mennonitin aus Kanada schließen den engsten Bund. Könnte, ja müßte nicht ein ähnliches Bundesverhältnis geschaffen werden zwischen den Brüdern, die herüberkommen und denen, die hier ansässig sind? Wir haben uns von Rußland aus um euch beworben. Ihr schlugt die Hand nicht aus. Jetzt sind wir da. Seid ihr nun enttäuscht? Habt ihr euch die Erscheinung des Bräutigams anders gedacht? Es ist war, wir sind arm, sind in Lumpenkleidern angekommen. Wir haben allerlei Eigenheiten an unserm Wesen, die euch fremd sind. Das war genau so mit dem Bräutigam vor uns. Und doch hat die Braut in ihn Vertrauen gesetzt, bedingungslos. Sie fand offenbar einen starken Geist in ihm, dessen Führung sie sich anvertrauen konnte. Sie fühlte seine Seele, die durch harte Erfahrungen nicht verstockt, sondern in Christo reicher geworden war. Das Rußland dieser Jahre war eine strenge, harte Schule, aber wer fähig war, die Lehren zu begreifen, hat viel gelernt. Und so beschließe ich meine Betrachtung an diesem Gleichnis mit der Zuversicht, die im Psalm ausgesprochen ist. Daran knüpfe ich die Bitte: Kanadier, habt Vertrauen zu uns! Unsre Schale ist rauh, unser Kleidung fadenscheinig, unsre Geldmittel nichtig. Aber wir sind Mennoniten geblieben mit Fühlen und Denken. Und wir bringen einen von Sehnsucht geschwollenen Willen zur Tat mit uns. Wir wollen mit euch arbeiten und mit euch Gemeinschaft halten in christlicher Brüderlichkeit! Gott helfe uns! Amen. (Setzt sich).

Prediger Fast (erhebt sich). Ich will zum Thema noch einige Bemerkungen machen. Mein Vorredner hat mit kurzen eindrucksvollen Worten das Gleichnis gedeutet. Mir erscheint seine Rede wie ein Gelöbnis. Das ruft in mir ein Echo wach. Möge unser himmlischer Vater unsre Herzen willig machen, mit gleichem Vertrauen unsern Brüdern zu begegnen! Es ist richtig, wir haben uns die Ankömmlinge anders gedacht. Wir hatten wohl geglaubt, sie würden klein und zerknirscht ankommen, geneigt, sich uns bis ins einzelne anzuschließen, uns zu folgen. Und nun finden wir Männer und Frauen vor uns, die im harten Kampf des Lebens wetterfest geworden sind. Es sind Menschen mit Eigenwillen. Manche sind vielleicht auch verbittert durch das Leid. Was geziemt uns nun zu tun? Wollen wir sie zwingen, so zu werden wie wir sind? Das sei ferne! Wir sind nicht Idealmenschen. Wir sind anders, aber nicht besser. — Wollen wir sie von uns abstoßen, weil ihre Härten und ihre Eigenarten uns unbequem sind? Das sei abermals ferne! Wir wollen sie aufnehmen in Liebe und Demut. Diese heiligen Kräfte haben das junge Paar zusammengeführt, und sie werden es durchs Leben tragen, so hoffen wir. Das sind die nämlichen Kräfte, die auch uns tragen können in unsrer Gemeinsamkeit. Die Verschiedenheit des Wesens kann uns nur reicher machen am inwendigen Menschen. Ist es nicht besser, wir suchen am andern das, was wir von ihm lernen könnten, anstatt an ihm auszusetzen, was uns mißfällt. Duldung ist eine große Tugend des guten Christen. Möge unser Bund gleich dieser Ehe glücklich und dauerhaft werden! Dazu verhelfe uns Gott! Amen.

Nach diesen Vorbemerkungen laßt uns zur Trauhandlung schreiten! Wir singen zuvor gemeinsam ein Lied. (Er setzt sich. Ein Lied wird angesagt und mit Orgelbegleitung gesungen).

Ende.

